MASTER NEGATIVE
NO. 93-81322-1

MICROFILMED 1993

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States - Title 17, United States Code - concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material.

Under certain conditions specified in the law, libraries and archives are authorized to furnish a photocopy or other reproduction. One of these specified conditions is that the photocopy or other reproduction is not to be "used for any purpose other than private study, scholarship, or research." If a user makes a request for, or later uses, a photocopy or reproduction for purposes in excess of "fair use," that user may be liable for copyright infringement.

This institution reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR:

LIST, FRIEDRICH

TITLE:

GOETHES "WERTHERR" ALS SOZIALGEMALDE

PLACE:

GIESSEN

DATE:

1921

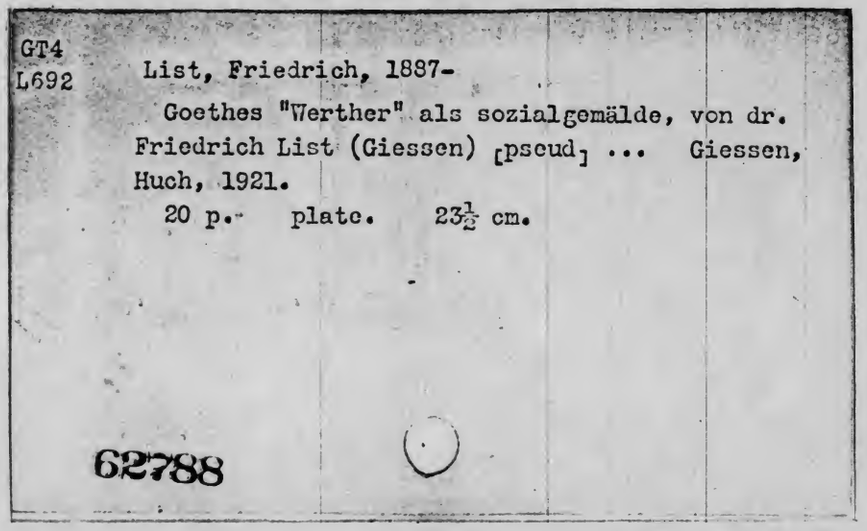
Master Negative #

93-81322-1

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record



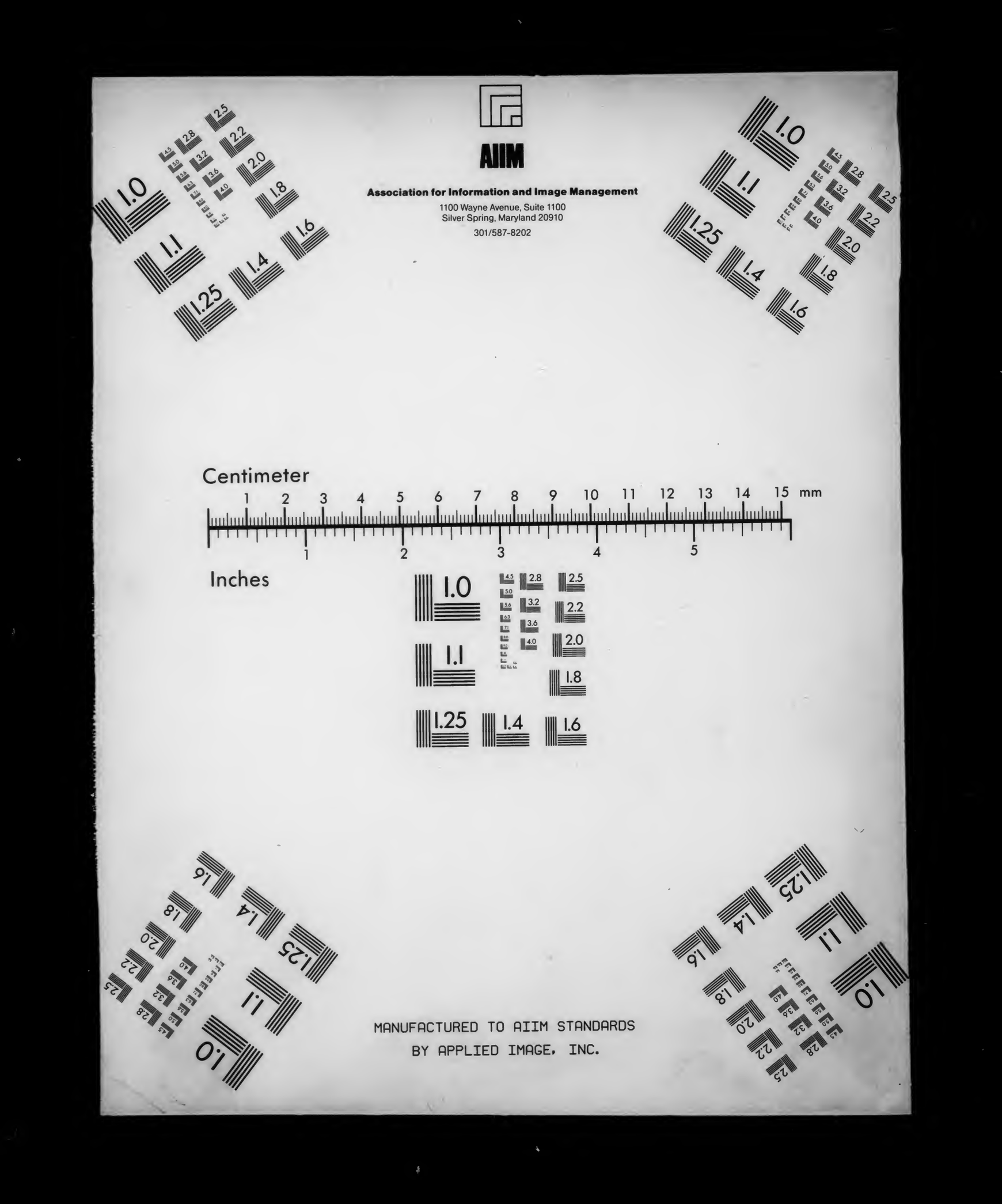
GT4
L692 List, Friedrich, 1887-
Goethes "Werther" als sozialgemälde, von dr. Friedrich List (Giessen) [pseud] ... Giessen, Huch, 1921.
20 p.- plate. 23½ cm.

62788

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11x
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 4/23/93 INITIALS EMK
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT


AIIM
Association for Information and Image Management
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202
Centimeter
Inches
MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Goethes Werther
als Sozialgemälde

Dr. Friedrich List

GT4 L692
Columbia University
in the City of New York
LIBRARY

Goethes „Werther“ als Sozialgemälde

von

Dr. Friedrich List (Gießen)
Bibliothekar
an der Hessischen Landesuniversität

Als Vortrag gedruckt

Gießen
Verlag der Ferber'schen Universitäts-Buchhandlung
(Inhaber Dr. phil. Walter Huch)
1921

Goethes „Werther“ als Sozialgemälde

von

Dr. Friedrich List (Gießen)
Bibliothekar
an der Hessischen Landesuniversität

Als Vortrag gedruckt

Gießen
Verlag der Ferber'schen Universitäts-Buchhandlung
(Inhaber Dr. phil. Walter Huch)
1921

22-13773

Gewiß – **Goethe!**
Aber wir können nicht zu **Goethe,**
Goethe soll zu uns kommen!

(Aus dem Gespräch
mit einem sozialistischen Arbeiter.)

GT4
L692

Meiner Mutter
und dem
Gedächtnis meines Vaters
die mich zur Nächstenliebe erzogen

Gießen, am 4. Mai 1921

ch bin mir bewußt, daß es irrig wäre, wenn ich in Goethes „Werther“ lediglich einen sozialen Roman erblicken wollte. Ich muß dies eingangs betonen, um einem Vorwurfe vorzubeugen, den ich vielleicht bei dem, was der Titel meines Vortrages verspricht, eher zu befürchten hätte, als derjenige, der z. B. über „Goethe als Botaniker“ spräche oder schriebe. Diesem Redner würde niemand ins Wort fallen: Goethe war doch nicht nur Botaniker, er war dies überhaupt nur nebenbei! Ob aber niemand, bevor er den ersten Satz meiner Abhandlung liest, denkt oder sagt: „Werther“ will doch nicht nur ein soziales Drama sein! Ja ich weiß, noch bestimmteren Widerspruch wird mein Titel finden: „Werther“ ist niemals ein Sozialgemälde!

„Werthers Leiden“, der Erreger des vielgenannten „Wertherfiebers“, der Liebesroman, ein Sozialgemälde? Goethe, die Exzellenz, wohl gar ein Sozialist?

Nicht minder falsch, als im „Werther“ nur eine Schilderung der damaligen Sozialverhältnisse erkennen zu wollen, wäre die Annahme, Goethe habe darin nichts anderes als die Geschichte einer Liebesleidenschaft beschrieben. Wohl fällt der Held der Tragödie scheinbar als Opfer verschmähter Liebe, nicht, weil er soziale Fragen nicht zu lösen vermochte. Wohl spielt Werthers Liebe, Goethes Liebe, die menschliche Liebe überhaupt, für den Gang des Dramas die führende Rolle, und es ist ebenso interessant wie wichtig, Handlungspunkte zu finden, die — fast künstlich — durch das Liebesmoment in Bewegung gesetzt und gehalten werden müssen, um eben nicht die wissenschaftliche Erörterung sozialer Fragen erkennen zu lassen, sondern um sie als Liebesdrama weiter- und zu dem tragischen Liebesende hinabzuführen.

„Jener Vorsatz“, schreibt Goethe im dritten Teil, dem zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit“*), „meine innere Natur nach

*) Cotta'sche Jubiläumsausgabe, Bd. 24, S. 113.

ihren Eigenheiten gewähren, und die äußere nach ihren Eigenschaften auf mich einfließen zu lassen, trieb mich an das wunderliche Element, in welchem „Werther“ ersonnen und geschrieben ist. Ich suchte mich innerlich von allem Fremden zu entbinden, das äußere liebevoll zu betrachten, und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen.“

So erscheint „Werther“ als psychologischer Roman. Er ist es. Er ist aber mehr! Der Held des Romans ist nicht nur Eigenmensch, der den Widerstreit zweier in eigener Seele wohnender Naturen zu ergründen und — vergeblich — zu lösen sucht, Goethe-Werther ist auch „Sozialist“. Denn derselbe Held des sogenannten Romanes studiert und leidet nicht nur am eigenen lieben Ich, sondern an seinem Verhältnis zum Ganzen, zur Menschheit, zum sozialen Volkskörper seiner Zeit.

Der Ursprung der Leiden Jung-Werthers ist nicht nur die Unklarheit über seine eigene Seele, sondern — vielleicht daraus folgend — ebenso die Unklarheit über das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft.

Das aber ist „die soziale Frage“!

Wenn Goethe — an unerwarteter Stelle, in der „Kampagne in Frankreich“*) — also schreibt: „Werther, bei seinem Erscheinen in Deutschland, hatte keineswegs, wie man ihm vorwarf, eine Krankheit, ein Fieber erregt, sondern nur das Übel aufgedeckt, das in jungen Gemütern verborgen lag“, so versteht und verstand er bei Abfassung von Werthers Leiden darunter eben jene Unklarheit der menschlichen Seele sich selbst, der Liebe, dem Dasein, der Welt gegenüber.

In diesem Sinne identifiziert und definiert Goethe „Abenteuer“ und „soziale Frage“ in den Wertherbriefen „aus der Schweiz“.**)

„Abenteuer? Warum brauche ich das alberne Wort, es ist nichts Abenteuerliches in einem sanften Zuge, der Menschen zu Menschen hinzieht. (Der Liebe.) Unser bürgerliches Leben, unsere falschen Verhältnisse, das sind die Abenteuer, das sind die Ungeheuer, und sie kommen uns doch so bekannt, so verwandt wie Onkel und Tanten vor!“

So liegt das wahre „Abenteuerliche“ im Werther nicht in der Liebe, mag sie auch der starke Motor des Gefühlslebens des Helden

*) Jubiläumsausgabe, Bd. 28, S. 164.
**) Ebenda, Bd. 16, S. 154.

und der Handlung sein, sondern in dem gesellschaftlichen Ungeheuer, in der sozialen Frage.

Wie diese letztere aber auch nebensächliche Handlungen durchdringt und färbt, zu einer Zeit, in der andere Dichter eher Weltpersönlichkeiten oder herrschende Figuren auf die Bühne stellten, zeigt schon im fünften Briefe der zwölfte Tag der Handlung.

Dieser Brief vom 15. Mai beginnt als besonders wichtig zu melden: „Die geringen Leute des Ortes kennen mich schon, und lieben mich;“ und zum Schlusse berichtet Werther seinem Freunde, daß er am Brunnen einem Dienstmädchen half, ihr das Wassergefäß auf den Kopf zu heben. Dann am 27. Mai bildet ein teilnehmendes Gespräch mit einer jungen Frau, die sich in mütterlicher Liebe um ihre Kinder müht und in Sorge um ihren verreisten Mann schwebt, den ganzen Inhalt eines längeren Briefes. Und am 4. August erfahren wir weiteres über diese Familie. Der dem ersteren folgende Brief vom 30. Mai schildert Werthers Bekanntschaft mit einem Bauernburschen, der im Briefe vom 4. September wieder erwähnt wird. „Es hieß, er sei aus dem Dienste gejagt worden, und niemand wollte was weiter von ihm wissen.“

Werthers Liebe zu den Kindern als dem Typus einer fürsorgebedürftigen Klasse entspringt ebenfalls seinem sozialen Interesse für wirtschaftlich Schwache, das man bei ihm vom gesellschaftlichen Standpunkte aus nicht erwartet hatte. „Viel Mühe hat mich's gekostet, der Mutter ihre Besorgnisse zu nehmen, sie möchten den Herrn inkommodieren.“ „Ja, lieber Wilhelm“, schreibt Werther am 29. Juni seinem Freunde, „meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe, und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! — immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun, mein Bester, sie, die unseres Gleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Untertanen. Sie sollen keinen Willen haben! — Haben wir denn keinen? Und wo liegt das Vorrecht? — Weil wir älter sind und gescheidter! — Guter Gott von deinem Himmel! alte Kinder siehst du, und junge Kinder, und nichts weiter! und an welchen du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn, und hören ihn nicht —“

Sein soziales Interesse und die soziale Erkenntnis zeigen Werther die Unklarheit der sozialen Verhältnisse. Er leidet unter ihr — und erquickt sich doch an der Sorglosigkeit der vom Schicksal Vernachlässigten . . . „Wenn meine Sinne gar nicht mehr halten wollen, so lindert all den Tumult der Anblick eines solchen Geschöpfs, das in glücklicher Gelassenheit den engen Kreis seines Daseins hingeht, von einem Tage zum anderen sich durchhilft, die Blätter abfallen sieht, und nichts dabei denkt, als daß der Winter kommt." (Brief vom 27. Mai.) „Seit ich unter dem Volke alle Tage herumgetrieben werde und sehe, was sie tun, und wie sie's treiben, stehe ich viel besser mit mir selbst." (Brief vom 20. Oktober).

Aber im selben Briefe schreibt der Lösungen suchende einsame Werther: „Gewiß, weil wir doch einmal so gemacht sind, daß wir alles mit uns, und uns mit allem vergleichen, so liegt Glück oder Elend in den Gegenständen, womit wir uns zusammenhalten, und da ist nichts gefährlicher als die Einsamkeit." Am 20. Januar: „Ich muß Ihnen schreiben, liebe Lotte, hier in der Stube einer geringen Bauernherberge, in die ich mich vor einem schweren Wetter geflüchtet habe. So lange ich in dem traurigen Neste D., unter dem fremden Volke herumziehe, habe ich keinen Augenblick gehabt, keinen, an dem mein Herz mich geheißen hätte, Ihnen zu schreiben; und jetzt in dieser Hütte, in dieser Einsamkeit, in dieser Einschränkung . . . Wenn Sie mich sähen, meine Beste, in dem Schwall von Zerstreuung! wie ausgetrocknet meine Sinne werden! nicht einen Augenblick der Fülle des Herzens, nicht eine selige Stunde! nichts! nichts!"

Dieser der Wertherschen Seele angeborene Trieb, an nichts achtlos vorüberzugehen, alles zu erfassen und zu ergründen, ist Glück und Unglück zugleich; nur starke Seelen sind dem gewachsen. „Es hat sich vor meiner Seele, wie ein Vorhang, weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: das ist! da alles vorübergeht? da alles mit der Wetterschnelle vorüberrollt, so selten die ganze Kraft seines Daseins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und an Felsen zerschmettert wird? Da ist kein Augenblick, der nicht Dich verzehrte und die Deinigen um Dich her, kein Augenblick, da Du nicht ein Zerstörer bist, sein mußt: der harmloseste Spaziergang kostet tausend armen Würmchen das Leben, es zerrüttet ein Fußtritt die mühseligen Gebäude der Ameisen, und stampft eine kleine Welt in ein schmähliches Grab. Ha! nicht die große, seltene Not der Welt, diese Fluten, die eure Dörfer wegspülen, diese Erdbeben, die eure Städte verschlingen, rühren mich; mir unter-

gräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstörte. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer." (Schluß des Briefes vom 18. August.)

Es gibt Menschen, anders als Werther, die kein seelischer und kein sozialer Zwiespalt quält, denen die Natur oder ein egoistischer harter Wille die Beobachtungsgabe und Erkenntnis versagt hat. Wehe dem Menschen, wehe vor allem dem Volk, das sich wissentlich sozialer Erkenntnis verschließt! Ersterer ist seelischem, das letztere völkischem Untergange verfallen. So will es unerbittlich das soziale Sittengesetz.

Wehe aber auch den schwachen Naturen, die wie Werther besonders feinfühlig, durch die Erkenntnis gequält und zerschmettert werden.

Sein langer Brief vom 12. August, sein darin ausführlich geschildertes Gespräch mit „Albert", dem normalen, gerecht aber eng denkenden Bürger, das düster von Pistolen beginnt, zu einer Abhandlung über den Selbstmord hinleitet, dann aber vor derselben nochmals den sozialen Forschungsgeist Werthers zeigt, um jetzt erst ins Einzelne zu gehen, läßt den Ausgang des Dramas ahnen — keiner bloßen Liebestragödie, eines sozialen Menschenschicksals.

„Ich kann mir", sagt Albert, „nicht vorstellen, wie ein Mensch so töricht sein kann sich zu erschießen; der bloße Gedanke erregt mir Widerwillen."

Feurig entgegnet Werther: „Daß ihr Menschen, um von einer Sache zu reden, gleich sprechen müßt: Das ist töricht, das ist klug, das ist gut, das ist bös! Und was will das alles heißen? Habt ihr deswegen die inneren Verhältnisse einer Handlung erforscht? wißt ihr mit Bestimmtheit die Ursachen zu entwickeln, warum sie geschah, warum sie geschehen mußte? Hättet ihr das, ihr würdet nicht so eilfertig mit euren Urteilen sein." Seine Erzählung des Selbstmordes eines verlassenen Mädchens beschließt Werther mit den Worten: „Sieh, Albert, das ist die Geschichte so manches Menschen! Und sag', ist das nicht der Fall der Krankheit? Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinthe der verworrenen und widersprechenden Kräfte, und der Mensch muß sterben. Wehe dem, der zusehen und sagen könnte: Die Törin." „Der Mensch", endet Werthers Verteidigung, „ist Mensch, und das bischen Verstand, das einer haben mag, kömmt wenig oder nicht in Anschlag, wenn Leidenschaft wütet, und die Grenzen der Menschheit einen drängen."

„In einem solchen Element", erklärt Goethe in Dichtung und Wahrheit,*) „bei solcher Umgebung, bei Liebhabereien und Studien dieser Art, von unbefriedigten Leidenschaften gepeinigt, von außen zu bedeutenden Handlungen keineswegs angeregt, in der einzigen Aussicht, uns in einem schleppenden, geistlosen, bürgerlichen Leben hinhalten zu müssen, befreundete man sich in unmutigem Übermut mit dem Gedanken, das Leben, wenn es einem nicht mehr anstehe, nach eignem Belieben allenfalls verlassen zu können, und half sich damit, über die Unbilden und Langeweile der Tage notdürftig genug hin. Diese Gesinnung war so allgemein, daß eben „Werther" deswegen die große Wirkung tat, weil er überall anschlug und das Innere eines kranken jugendlichen Wahns öffentlich und faßlich darstellte."

Die Beobachtung der sozialen Zustände, des „bürgerlichen Lebens", zeigt vor allem die Standesunterschiede, die Klassengegensätze, ein besonderer Grund des Leidens und Selbstmordes Werthers. Meisterhaft schildert uns Goethe den damaligen Gesellschaftszustand von der sozialen Seite.

Zunächst stößt sich der feinsinnige und feuergeistige Werther an geistigen Schranken, nicht an materialistischen.

„Warum der Strom des Genie's so selten ausbricht, so selten in hohen Fluten hereinbraus't und eure staunende Seele erschüttert? — Liebe Freunde, da wohnen die gelassenen Herren auf beiden Seiten des Ufers, denen ihre Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder zu Grunde gehen würden, die daher in Zeiten mit Dämmen und Ableiten der künftig drohenden Gefahr abzuwehren wissen." (Brief vom 26. Mai).

Sein Spiel mit den kleinen Geschwistern Lottes erregte das Standesmißfallen des den Vater Lottes, den Amtmann, besuchenden Stadtarztes. „Der Doktor, der eine sehr dogmatische Drahtpuppe ist, unterm Reden seine Manschetten in Falten legt und einen Kräusel ohne Ende herauszupft, fand dies unter der Würde eines gescheidten Menschen; das merkte ich an seiner Nase. Ich ließ mich aber in nichts stören, ließ ihn sehr vernünftige Sachen abhandeln und baute den Kindern ihre Kartenhäuser wieder, die sie zerschlagen hatten." (Brief vom 29. Juni).

Werthers Beobachtung und Kritik der Klassen und der Klassenunterschiede beruhte nicht etwa auf blindem Klassenhaß, sondern auf seinem feinen, überfeinen Instinkt und seinem Streben nach Klärung

*) 3. Teil, 13. Buch. (Jubiläumsausgabe Bd. 24, S. 163/164.)

der Tatsachen und Fragen des Lebens. Sein Gerechtigkeitsgefühl läßt ihn warme Worte für einen „Grafen C.", zunächst den Typusvertreter des wahren Adelsmenschen, finden: „Ich habe den Grafen C. kennen lernen, einen Mann, den ich jeden Tag mehr verehren muß, einen weiten, großen Kopf, und der deswegen nicht kalt ist, weil er viel übersieht; aus dessen Umgange so viel Empfindung für Freundschaft und Liebe hervorleuchtet .... So eine wahre, warme Freude ist nicht in der Welt, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen Einen öffnet." (Brief vom 26. November).

In seinem Briefe vom Weihnachtstage 1771 (24. Dezember) berichtet Werther erfreut seinem Freunde von dem Vertrauen, mit dem ihn der Graf beehrt und erfreut. Zugleich aber schreibt er: „Der „Gesandte" macht mir viel Verdruß; ich habe es vorausgesehen. Er ist der pünktlichste Narr, den es nur geben kann; Schritt vor Schritt und umständlich wie eine Base; ein Mensch, der nie mit sich selbst zufrieden ist, und dem es daher niemand zu Danke machen kann."

Zwei so verschiedenartige Naturen, wenn auch derselben Klasse wie „der Graf" und „der Gesandte", mußten notwendiger Weise sich treffen, um sich zu trennen — denn es soll wahre Menschen nicht die Klasse, sondern die Gesinnung verbinden, wenn es außer der Materie auch einen Geist gibt. „Mein Alter", schreibt Werther in ebendemselben Briefe, „spürt auch wohl den Vorzug, den mir der Graf vor ihm gibt, und das ärgert ihn, und er ergreift jede Gelegenheit, Übels gegen mich vom Grafen zu reden."

„Der Graf von C. liebt mich, distinguirt mich", berichtet Werther am 15. März, „das ist bekannt, das habe ich dir schon hundertmal gesagt. Nun war ich gestern bei ihm zu Tafel, eben an dem Tage, da abends die noble Gesellschaft von Herren und Frauen bei ihm zusammenkommt, an die ich nicht gedacht habe, auch mir nie aufgefallen ist, daß wir Subalternen nicht hineingehören. Gut. Ich speise bei dem Grafen, und nach Tische gehen wir in dem großen Saal auf und ab; ich rede mit ihm, mit dem Obristen B., der dazu kommt, und so rückt die Stunde der Gesellschaft heran. Ich denke, Gott weiß, an nichts. Da tritt herein die übergnädige Dame von S. mit ihrem Herrn Gemahl und wohl ausgebrüteten Gänslein Tochter, mit der flachen Brust und niedlichem Schnürleibe, machen en passant ihre hergebrachten, hochadeligen Augen und Naslöcher, und wie mir die Nation von Herzen zuwider ist, wollte ich mich eben empfehlen, und wartete nur, bis der Graf vom garstigen Gewäsche frei wäre, als mein Fräulein B. hereintrat. Da mir das Herz immer ein bischen aufgeht, wenn ich sie sehe, blieb ich eben, stellte mich hinter ihren

Stuhl, und bemerkte erst nach einiger Zeit, daß sie mit weniger Offenheit als sonst, mit einiger Verlegenheit mit mir redete. Das fiel mir auf. Ist sie auch wie alle das Volk! dachte ich, und war angestochen, und wollte gehen; und doch blieb ich, weil ich sie gerne entschuldigt hätte, und es nicht glaubte, und noch ein gut Wort von ihr hoffte, und — was Du willst. Unterdessen füllt sich die Gesellschaft. Der Baron F. mit der ganzen Garderobe von den Krönungszeiten Franz des ersten her, der Hofrat R., hier aber in qualitate Herr von R. genannt, mit seiner tauben Frau usw., den übel fournierten J. nicht zu vergessen, der die Lücken seiner altfränkischen Garderobe mit neumodischen Lappen ausflickt: das kommt zu Hauf, und ich rede mit einigen meiner Bekanntschaft, die alle sehr lakonisch sind. Ich dachte — und gab nur auf meine B. acht. Ich merkte nicht, daß die Weiber am Ende des Saales sich in die Ohren flüsterten, daß es auf die Männer zirkulierte, daß Frau von S. mit dem Grafen redete (das alles hat mir Fräulein B. nachher erzählt), bis endlich der Graf auf mich los ging, und mich in ein Fenster nahm. Sie wissen, sagte er, unsere wunderbaren Verhältnisse: die Gesellschaft ist unzufrieden, merke ich, Sie hier zu sehen. Ich wollte nicht um alles — Ihro Exzellenz fiel ich ein, ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich hätte eher dran denken sollen, und ich weiß, Sie vergeben mir diese Inkonsequenz. Ich wollte schon vorhin mich empfehlen, ein böser Genius hat mich zurückgehalten, setzte ich lächelnd hinzu, indem ich mich neigte. Der Graf drückte meine Hände mit einer Empfindung, die alles sagte. Ich strich mich sachte aus der vornehmen Gesellschaft, ging, setzte mich in ein Cabriolet, und fuhr nach M., dort vom Hügel die Sonne untergehen zu sehen, und dabei in meinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinehirten bewirtet wird." Trefflicher — soll das heißen — als Werther vom Grafen.

Also auch der Graf!

So war doch bei ihm das äußere Klassenbewußtsein stärker gewesen, als der Adel seiner seither gezeigten Gesinnung, wenn er auch die Klassenbeleidigung, die er seinem jungen Gaste zugefügt hatte, selbst schmerzlich empfand.

„Was mich", hatte Werther im schon erwähnten Weihnachtsbriefe gestanden, „am meisten neckt, sind die fatalen bürgerlichen Verhältnisse. Zwar weiß ich so gut als einer, wie nötig der Unterschied der Stände ist, wie viel Vorteile er mir selbst verschafft; nur soll er mir nicht eben gerade im Wege stehen, wo ich noch ein wenig Freude, einen Schimmer von Glück auf dieser Erde genießen könnte."

„Das glänzende Elend, die Langeweile unter dem garstigen Volke, das sich hier neben einander sieht! Die Rangsucht unter ihnen, wie sie nur wachen und aufpassen, einander ein Schrittchen abzugewinnen; die elendesten, erbärmlichsten Leidenschaften, ganz ohne Röckchen. Da ist ein Weib, zum Exempel, die jedermann von ihrem Adel und ihrem Lande unterhält, so daß jeder Fremde denken muß: Das ist eine Närrin, die sich auf das bischen Adel und auf den Ruf ihres Landes Wunderstreiche einbildet. — Aber es ist noch viel ärger: eben das Weib ist hier aus der Nachbarschaft eine Amtsschreiberstochter."

Und am 8. Januar 1772: „Was das für Menschen sind, deren ganze Seele auf dem Zeremoniell ruht, deren Dichten und Trachten Jahre lang dahin geht, wie sie um einen Stuhl weiter hinauf bei Tische sich einschieben wollen! . . . Die Toren, die nicht sehen, daß es eigentlich auf den Platz gar nicht ankommt, und daß der, der den ersten hat, so selten die erste Rolle spielt! Wie mancher König wird durch seinen Minister, wie mancher Minister durch seinen Sekretär regiert? Und wer ist denn der Erste? Der, dünkt mich, der die andern übersieht, und so viel Gewalt oder List hat, ihre Kräfte und Leidenschaften zu Ausführung seiner Pläne anzuspannen."

In solchen Verhältnissen fühlt sich Werther unglücklich, er leidet, leidet sozial. „Und daran", schreibt er, wiederum in jener Weihnachtsbeichte, „seid ihr alle Schuld, die ihr mich in das Joch geschwatzt, und mir so viel von Aktivität vorgesungen habt. Aktivität! Wenn nicht der mehr tut, der Kartoffeln legt, und in die Stadt reitet, sein Korn zu verkaufen als ich . . ." der, der in der Fabrik an der Maschine steht — hätte Werther gesagt, wenn es Fabrikarbeiter damals schon gegeben hätte!

„Jeder Handwerker", schreibt Werther aus der Schweiz,*) „scheint mir der glücklichste Mensch; was er zu tun hat, ist ausgesprochen; was er leisten kann, ist entschieden; er besinnt sich nicht bei dem, was man von ihm fordert; er arbeitet, ohne zu denken, ohne Anstrengung und Hast, aber mit Applikation und Liebe, wie der Vogel sein Nest, wie die Biene ihre Zellen herstellt; er ist nur eine Stufe über dem Tier und ist ein ganzer Mensch. Wie beneid' ich den Töpfer an seiner Scheibe, den Tischler an seiner Hobelbank."

Werther reißt sich los. „Ich habe", kann er befreit am 24. März gestehen, „meine Entlassung vom Hofe verlangt . . . Ich muß nun einmal fort, und was ihr zu sagen hattet, um mir das Bleiben einzureden, weiß ich alles, und also — Bringe das meiner Mutter in

*) a. a. O. S. 153.

einem Säftchen bei! ich kann mir selbst nicht helfen, und sie mag sich gefallen lassen, wenn ich ihr auch nicht helfen kann. Freilich muß es ihr wehe tun. Den schönen Lauf, den ihr Sohn gerade zum Geheimenrat und Gesandten ansetzte, so auf einmal Halte zu sehen, und rückwärts mit dem Tierchen in den Stall!"

So ausführliche soziale Abhandlungen mußten für den Gang der nun einmal von Goethe als Leitmotiv — um sich die Aufmerksamkeit des Lesers bis zum Schlusse zu sichern — gewählten Liebesgeschichten Werthers hemmend wirken, hätte Goethe nicht, wie ich eingangs andeutete, überaus feinsinnig derartige sozial wichtige Begebenheiten mit zum Teil an und für sich nebensächlichen erotischen Schilderungen zu verbinden gewußt. So in dem langen Weihnachtsbrief und im Briefe vom 16. März, der dem vorhin gebrachten sogleich am nächsten Tage folgte.

Im erstgenannten Briefe erzählt Werther, wie er mit dem uns in der Gesellschaft beim Grafen vorgestellten Fräulein von B. bekannt wurde, mit der er alsbald in soziale Unterhaltungen kommt. „. . . und in minder als einer halben Stunde hatte ich so ziemlich weg, was mir das Fräulein hernach selbst gestand: daß die liebe Tante in ihrem Alter Mangel an allem, kein anständiges Vermögen, keinen Geist, und keine Stütze hat, als die Reihe ihrer Vorfahren, keinen Schirm, als den Stand, in den sie sich verpallisadieret, u[nd] kein Ergötzen, als von ihrem Stockwerk herab über die bürgerliche Häupter wegzusehen."

Im Märzbriefe beginnt das Gespräch mit Fräulein von B. über jene fatale Gesellschaft beim Grafen, wird aber — des Lesers wegen — rasch erotisch. „O Werther! sagte sie mit einem innigen Tone, konnten Sie meine Verwirrung so auslegen, da Sie mein Herz kennen? Was ich gelitten habe um Ihretwillen, von dem Augenblicke an, da ich in den Saal trat! Ich sah alles voraus; hundertmal saß mir's auf der Zunge, es Ihnen zu sagen. Ich wußte, daß die von S. und T. mit ihren Männern eher aufbrechen würden, als in Ihrer Gesellschaft zu bleiben; ich wußte, daß der Graf es mit „ihnen" nicht verderben darf — und jetzo der Lärm! . . . Was hat mich es schon gekostet! sagte das süße Geschöpf, indem ihr die Tränen in den Augen standen. — Ich war nicht Herr mehr von mir selbst, war im Begriffe, mich ihr zu Füßen zu werfen. Erklären Sie sich, rief ich. Die Tränen liefen ihr die Wangen herunter. Ich war außer mir. Sie trocknete sie ab, ohne sie verbergen zu wollen. Meine Tante kennen Sie, fing sie an; sie war gegenwärtig, und hat, o! mit was für Augen hat sie das angesehen! Werther, ich habe gestern

Nacht ausgestanden, und heute früh eine Predigt über meinen Umgang mit Ihnen, und ich habe müssen zuhören Sie herabsetzen, erniedrigen, und konnte und durfte Sie nur halb verteidigen."

Jetzt ist der Leser, der in „Werthers Leiden" einen Liebesroman zu erblicken wünscht, befriedigt — die ganzen vorhergehenden sozialen Betrachtungen werden nachträglich durch die „Liebe" eines gänzlich unwichtigen und unnötigen „Fräulein von B" schmackhaft gemacht, zugleich in geschickt pädagogischer Weise zusammenfassend wiederholt.

Auf Seiten Werthers sind die Gefühle für „Fräulein von B." gar keine solche erotischer Natur — dagegen seit ihn schon seine einzige Liebe zu Lotte — lediglich eine natürliche Äußerung seiner allgemeinen Empfindsamkeit — und Nächstenliebe überhaupt. Denn der zarte Werther, den ein Spaziergang vielleicht darum beelendet, weil er an die von ihm zertretenen kleinen Lebewesen denkt, ist seinem Nächsten gegenüber, zumal einem gleich intensiv fühlenden, unendlich empfindsam. In einem längeren Wertherbriefe vom 1. Juli heißt es: „. . . Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menschen einander plagen, am meisten, wenn junge Leute in der Blüte des Lebens, da sie am offensten für alle Freuden sein könnten, einander die paar guten Tage mit Fratzen verderben und nur erst zu spät das Unersetzliche ihrer Verschwendung einsehen." „Sie nannten", ward Werther nachher vorgeworfen, „den bösen Humor ein Laster; mich däucht, das ist übertrieben. — Mit nichten, gab ich zur Antwort, wenn das, womit man sich selbst und seinem Nächsten schadet, diesen Namen verdient. Ist es nicht genug, daß wir einander nicht glücklich machen können? müssen wir auch noch einander das Vergnügen rauben, das jedes Herz sich noch manchmal selbst gewähren kann? Und nennen Sie mir den Menschen, der übler Laune ist, und so brav dabei, sie zu verbergen, sie allein zu tragen, ohne die Freude um sich her zu zerstören! Oder ist sie nicht vielmehr ein innerer Unmut über unsere eigene Unwürdigkeit, ein Mißfallen an uns selbst, das immer mit einem Neide verknüpft ist, der durch eine törichte Eitelkeit aufgehetzt wird. Wir sehen glückliche Menschen, die wir nicht glücklich machen, und das ist unerträglich. — Lotte lächelte mich an, da sie die Bewegung sah, mit der ich redete, und eine Träne in Friederikens Auge spornte mich fortzufahren. — Wehe denen, sagte ich, die sich der Gewalt bedienen, die sie über ein Herz haben, um ihm die einfachen Freuden zu rauben, die aus ihm selbst hervorkeimen! Alle Geschenke, alle Gefälligkeiten der Welt ersetzen nicht einen Augen-

blick Vergnügen an sich selbst, den uns eine neidische Unbehaglichkeit unseres Tyrannen vergällt hat."

Den Andern, vor allem denen, über deren Herzen wir Gewalt haben, Sonne zu bringen, diese Forderung der Nächstenliebe erfüllte auch Lotte. Weil sie sich darin mit Werther eins fühlte, deshalb lächelte Lotte verständnisinnig; nichts liegt ihr ferner als verschämtes, verliebtes Mädchenkichern.

Das Bild der brotschneidenden Lotte, das ich als Sinnbild meinem Büchlein vorangestellt habe, faßt viele Einzelheiten der Forderung werktätiger Nächstenliebe zusammen. Lassen wir zunächst Werther selbst es äußerlich uns erklären (Brief vom 16. Juni): „Ich ging durch den Hof nach dem wohlgebauten Hause, und da ich die vorliegende Treppe hinaufgestiegen war, und in die Tür trat, fiel mir das reizendste Schauspiel in die Augen, das ich je gesehen habe. In dem Vorsaale wimmelten sechs Kinder von elf zu zwei Jahren, um ein Mädchen von schöner Gestalt, mittlerer Größe, die ein simples weißes Kleid mit blaßroten Schleifen an Arm und Brust anhatte. — Sie hielt ein schwarzes Brot, und schnitt ihren Kleinen rings herum jedem sein Stück nach Proportion ihres Alters und Appetits ab, gab's jedem mit solcher Freundlichkeit, und jedes rufte so ungekünstelt sein: Danke! indem es mit [illegible] kleinen Händchen lange in die Höhe gereicht hatte, ehe es noch [illegible] geschnitten war, und nun mit seinem Abendbrote vergnügt entweder wegsprang oder, nach seinem stillern Charakter, gelassen davonging nach dem Hoftore zu, um die Fremden und die Kutsche zu sehen, darinnen ihre Lotte wegfahren sollte."

So schildert Goethe das erste Zusammentreffen zwischen Werther und Lotte; und niemandem sollte das völlige Fehlen jeder erotischen Romantik bei diesem wichtigsten Auftritte noch aufgefallen sein? Nicht als liebesuchendes Mädchen, — als sozial wirkende Frau wird uns Lotte vorgestellt. Sie gibt ihre Lösung der sozialen Frage, soweit sie an ihr mitzuarbeiten berufen ist. Sie teilt den „Kindern" — das sind wiederum die typischen Vertreter der wirtschaftlich Schwachen — „Brot", das materiell nötigste, das „Existenzminimum", würden wir heute sagen, aus. Sie wirft aber nicht bürokratisch und geschäftsmäßig einem jeden einen gleich großen Brocken vor, denn die Menschen, auch die „Kinder", sind nicht und nie von Natur aus „gleich", sondern es gebührt „jedem sein Stück nach Proportion des Alters und Appetits".

Und das Wichtigste: die geistige, die seelische Seite der sozialen Lösung: sie „gab's jedem mit solcher Freundlichkeit" . . .

Nur dann, wenn „Freundlichkeit", wenn Nächstenliebe das Ver- und Zuteilen begleitet, nur dann schmeckt das „Brot" den „Kindern" — das Leben den Menschen! Dann ruft auch jeder gern und froh sein „Danke!"

So lebte Lotte und so starb Werther. Vor seinem beschlossenen Tode noch „gab er Befehl . . ., einigen „Armen", denen er wöchentlich etwas zu geben gewohnt war, ihr Zugeteiltes auf zwei Monate vorauszubezahlen."

Werthers helfende und verstehende Nächstenliebe spielt bereits in jenem vom Selbstmorde handelnden Briefe eine ausschlaggebende Rolle. Denn er versucht nicht nur, diesem seine sündhafte und verbrecherische Natur im bestimmten Falle abzusprechen, sondern leugnet überhaupt den objektiven Begriff des Verbrechens „Albert" gegenüber, der behauptet hatte: „Du wirst mir zugeben, daß gewisse Handlungen lasterhaft bleiben, sie mögen geschehen aus welchem Beweggrunde sie wollen." „Ich zuckte die Achseln", notiert Werther, „und gab's ihm zu. Doch, mein Lieber, fuhr ich fort, finden sich auch hier einige Ausnahmen. Es ist wahr, der Diebstahl ist ein Laster: aber der Mensch, der, um sich und die Seinigen vom gegenwärtigen Hungertode zu erretten, auf Raub ausgeht, verdient der Mitleiden oder Strafe? Wer hebt den ersten Stein auf gegen den Ehemann, der im gerechten Zorne sein untreues Weib und ihren nichtswürdigen Verführer aufopfert? gegen das Mädchen, das in einer wonnevollen Stunde sich in den unaufhaltsamen Freuden der Liebe verliert? Unsere Gesetze selbst, diese kaltblütigen Pedanten, lassen sich rühren und halten ihre Strafe zurück! Das ist ganz was anders, versetzte Albert, weil ein Mensch, den seine Leidenschaften hinreißen, alle Besinnungskraft verliert und als ein Trunkener, als ein Wahnsinniger angesehen wird. Ach ihr vernünftigen Leute, rief ich lächelnd aus. Leidenschaft! Trunkenheit! Wahnsinn! Ihr steht so gelassen, so ohne Teilnehmung da, ihr sittlichen Menschen! scheltet den Trinker, verabscheut den Unsinnigen, geht vorbei, wie der Priester, und dankt Gott, wie der Pharisäer, daß er euch nicht gemacht hat wie einen von diesen." Diese theoretische Fürsprache setzt Werther in die Tat um, als er, wie Goethe als „der Herausgeber an den Leser" uns erzählt, erfahren mußte, daß der fortgejagte Bauernbursche seinen Nachfolger bei der Witwe ermordet hatte. Er „trug dem Amtmann feurig seine Gesinnungen vor. Dieser schüttelte einigemal den Kopf, und obgleich Werther mit der größten Lebhaftigkeit, Leidenschaft und Wahrheit alles vorbrachte, was ein Mensch zur Entschuldigung eines Menschen sagen kann, so war doch, wie sich's leicht denken läßt, der Amtmann dadurch nicht

gerührt. Er ließ vielmehr unsern Freund nicht ausreden, widersprach ihm eifrig und tadelte ihn, daß er einen Meuchelmörder in Schutz nehme: er zeigte ihm, daß auf diese Weise jedes Gesetz aufgehoben, alle Sicherheit des Staats zu Grunde gerichtet werde; auch setzte er hinzu, daß er in einer solchen Sache nichts tun könne, ohne sich die größte Verantwortung aufzuladen, es müsse alles in der Ordnung, in dem vorgeschriebenen Gang gehen".

Werther verzweifelt, so wie er selbst es uns im Selbstmordbriefe schildert. „Denn kein Argument bringt mich so aus der Fassung, als wenn einer mit einem unbedeutenden Gemeinspruche angezogen kommt, wenn ich aus ganzem Herzen rede. Doch faßte ich mich, weil ich's schon oft gehört und mich öfter darüber geärgert hatte, und versetzte ihm mit einiger Lebhaftigkeit: Du nennst das Schwäche? Ich bitte dich, laß dich vom Anscheine nicht verführen! Ein Volk, das unter dem unerträglichen Joch eines Tyrannen seufzt, darfst du das schwach heißen, wenn es endlich aufgährt und seine Ketten zerreißt?"

Es ist überaus interessant, wie Werther, der Klarheitsuchende, von dem hier gemeinten politischen Begriffe der Freiheit den sozialen Freiheitsbegriff scheidet, auf den die Menschen seiner Zeit dumpf verzichteten, oder den zu kennen und besitzen sie sich nur einbildeten. „Es ist", so steht in einem der ersten Briefe, vom 17. Mai, „ein einförmiges Ding um das Menschengeschlecht! Die meisten verarbeiten den größten Theil der Zeit, um zu leben, und das bischen, das ihnen von Freiheit übrig bleibt, ängstigt sie so, daß sie alle Mittel aufsuchen, um es los zu werden."

Schärfer, ironischer schreibt Werther in seinen Briefen aus der Schweiz*): „Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weismachen kann! besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Märchen immerfort, man hört bis zum Überdruß: sie hätten sich einmal frei gemacht und wären frei geblieben; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien, und da draußen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe wert, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr von Schnee wie ein Murmeltier gefangen gehalten wird."

*) a. a. O. S. 148.

Es entspricht Werthers sozialem Freiheitsgefühl, wenn er am 20. Juli schreibt: „Ich liebe die Subordination nicht sehr . . ." Denn er tadelte ja sogar, sich über „Kinder" erhaben zu fühlen und schrieb: „Der Mensch ist Mensch!"

Nicht unabsichtlich gibt Goethe dem sterbenden Werther „Emilia Galotti" in die Hand, das soziale Drama, dessen Schlußworte lauten: „Gott! Gott! — Ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind . . ."

Der sozial verachtetsten Menschenklasse vereint sich Werther durch seinen Tod: den Selbstmördern, die außerhalb der menschlichen Gesellschaft stehen und nicht in christliche Erde gebettet, sondern neben am Wege verscharrt werden. „Kein Geistlicher hat ihn begleitet." —

So wenig, so unendlich geringes hat der göttliche Heiland als Mindestleistung sozialer Betätigung von den Menschen verlangt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!

Er selbst hat anders gehandelt: Er gab sein Leben für seine Brüder, zugleich Gott seinen eingeborenen Sohn. —

Auch die krankhaft verirrte und verwirrte Seele des leidenden Werther hat ihr Menschenleben geopfert, sündhaft, zwecklos.

Weil aber sein Selbstmord krankhaft und daher entschuldbar und — wenn auch vielleicht rein „psychologisch" betrachtet, uninteressant, so dennoch gewissermaßen die Krönung seiner Nächstenliebe und die Folge seiner Ohnmacht, das soziale Problem zu lösen, ist, darum ist Werther ein sozialer Held; denn auch er stand im Leben und Sterben auf jener Höhe, auf der sich die erste Tugend der ewigen christlichen Lehre, die Nächstenliebe, und die wahre Brüderlichkeit des Sozialismus begegnen: dort, wo der Einzelne den Nächsten, die Gesellschaft, mehr liebt, als sich selbst.

Darum erwiesen Werther auch die Schwachen, denen er lebte, mit denen er litt und für die er starb, den letzten Dienst:

„Kinder" weinten um ihn; „Handwerker" — Arbeiter trugen ihn zu Grabe. —

Nachwort.

Es ist meine Absicht gewesen, mein Versprechen, Goethes „Werther" als Sozialgemälde zu zeigen, durch die Darbietung des Goetheschen Textes selbst, nicht nur oder doch hauptsächlich durch Erläuterungen oder „Hinein-Interpretierungen" zu lösen.

Darum habe ich mich auf „Werthers Leiden" beschränkt und nicht auch andere der zahlreichen Züge aus Goethes Leben und Werken zu Hülfe geholt.

Und doch bildet „Werthers Leiden" nur ein, wenn auch schön in sich abgeschlossenes, so doch kleines Bruchstück aus dem ganzen, gewaltigen Sozialgemälde, das Goethe, der Mann und sein Werk, insgesamt uns bedeutet und darstellt.

So wie Goethes „Werther", so ist auch der „Faust" ein Sozialgemälde, und „Wilhelm Meister" und die „Wahlverwandtschaften" sind als solche bekannt.

Der Verfasser aber will in Begleitung des jungen Goethe, des Vor-Weimarischen, zum deutschen „Arbeiter" kommen und diese Absicht in dem Vortrage „Der junge Goethe als Sozialerzieher" zu erreichen suchen.

Bei Ausführung dieser Absicht schien mir „Werther" wert, selbständig von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet zu werden — hier ist er. —

13334360
COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
0113334360
BUTLER STACKS

GT 4
.L692

NOV 23 1922